

Johannes Jegerlehner : wurde am 9. April 60jährig

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 15

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636384>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und daß ein Betrüger wie de Mouzel der Polizei übergeben werden müsse. Es sei ganz ausgeschlossen, daß ein elendiges Stück Metall den edlen Klang der menschlichen Stimme nachahmen könne. Tatsächlich wurde der Vorführer von der Akademie ausgeschlossen, bis nach einigen Monaten ein zweiter Apparat von Edison eintraf, der den gelehrten Herren dann endlich doch bewies, daß die Sache ihre Richtigkeit hatte. (Autorisierte Uebersetzung von Frank Andrew.)

Johannes Jegerlehner

wurde am 9. April 60jährig.

Die Kunde, daß Johannes Jegerlehner ein Sechziger geworden, mag manchen überrascht haben. Halten doch die Bücher, die seinen Namen jedem Schweizer vertraut gemacht, die Vorstellung eines fedden Berggängers mit elastischem starkem Schritt und eines Poeten mit jugendfrischen Augen und einem jugendlich fühlenden Herzen fest. Wie kann so einer plötzlich an der Schwelle des Alters stehen! Und doch müssen wir ihn uns heute mit ergrauten Haaren und mit etlichen Kummerfalten auf der Stirne, die von schwerem Erleben erzählen, denken. Die Sorge um eine erschütterte Gesundheit hieß ihn vor wenigen Jahren von seinem Schulamt zurücktreten. Er sitzt heute am Schreibtisch seines Grindelwaldner Bergheimes und sucht den Begehren und Wünschen der Zeitschriftenredaktoren und Buchverlegern gerecht zu werden, die von seiner amtspflichtbefreiten Muße noch allerhand Vorteile für sich erhoffen.

Mag nun die Vorstellung des ergrauten sammelnden und sichtenden Poeten stimmen oder nicht, ich halte mich in diesem Momente lieber an die des jungen, gelehrten und idealsprühenden Geschichtslehrers, der vor seine Klasse tritt, sie mit freundlichem Blick überfliegt und dann mit weicher, aber voller Stimme seinen Vortrag beginnt. Einen Vortrag, aus dem die staunend aufstehenden Jungen die akademische Kultur herauspürten, der den in die Enge eines lehrsaalumzirkelten Pensums und einer klösterlichen Hausordnung eingeschlossenen Seminarkisten ein Fensterlein öffnete mit ungewohnt weitem Blick in die ach so ferne Welt der freien Wissenschaft. Wie hingen unsere Augen an den Lippen dieses jungen Doktors der Philosophie, der fremde Länder gesehen hatte, der eben von einer Studienreise in der Auvergne zurückgekehrt war, der in der Toscana als Hauslehrer gewirkt und in Venedig die Archive nach Dokumenten für seine Dissertation durchforscht hatte! Er war vielen von uns die Verkörperung ihres Lebensideals; wir wünschten uns seine Gelehrsamkeit, seine Bildung, seinen Lebenserfolg, die die Grundlage waren seines freien, selbstsicheren Wesens.

Dr. Jegerlehner wurde dem Staatsseminar vom Berner Gymnasium entzissen. Auch hier war er der geliebte und verehrte Lehrer der Jugend. Er ist der Jugend nahegeblieben auch als Dichter.

Als er auf dem Umweg über geographische und volkswissenschaftliche Studien sein ureigenes Gebiet, die Dichtkunst, entdeckt hatte, war sein erstes Werk ein Märchen- und Sagenbuch für die Jugend. Er fand hier sofort seinen Stil: schlichte, anschauliche Epik, mit warmem Leben gefüllt. Einen Stil, der unmittelbar zum Gemüt der Kinder sprach, zumal sie das mitfühlende Herz des Dichters herauspürten. Die drei Walliser Märchen-Bücher „Was die Sennen erzählen“, „Am Herdfeuer der Sennen“ und „Blümlisalp“ gehören zum eisernen Bestand unserer schweizerischen Schülerbüchereien. Zwischenhinein schrieb Jegerlehner seine „Schweizergeschichte, der Jugend erzählt“, auch ein gern und viel gelesenes Jugendbuch. Eine Reihe seiner Erzählungen sind in Jugendschriftenreihen übergegangen, und vor wenigen Jahren gab der bestbekannte deutsche Jugendverlag Hermann Schaffstein in Köln von Jegerlehner ein neues Jugendbuch heraus: „Günters Schweizerreise“. Der Dichter versteht sich hier in die Rolle eines um das gesundheitliche und geistige



Johannes Jegerlehner,
der bekannte Bernerdichter, feierte am 9. April seinen 60. Geburtstag.
(Neueste Aufnahme, Phot. Ed. Keller, Bern.)

Wohl seines Neffen besorgten Onkels. Günter, der mit seinen Nerven aus dem Geleise geratene Berliner Gymnasiast, wird auf der Reise durch die schönsten Gegenden der Schweiz an der Seite seines alles wissenden Onkels wieder gesund. Der deutsche junge Leser erhält so auf die angenehmste Weise Belehrung über die wichtigsten landes- und volkswissenschaftlichen und historischen Tatsachen, die eine annähernd richtige Vorstellung des Begriffes Schweiz geben. Daß der Schweizer Mentor seinen Berliner Telemach absichtlich an die besonnten Seiten unseres Landes führt, entspricht dem Vorwurf, soll doch Günter am frohen Erleben gesunden. Es liegt dieser Optimismus aber auch im Wesen des Dichters begründet. Jegerlehners künstlerische Sehnsucht geht nach der Sonnenseite des Lebens. Er liebt das Schöne und Starke und Vollkommene. Aber gerade darum macht er auch als Dichter auf die Jugend so starken Eindruck.

Und doch wurzelt seine Kunst in einem bewußt aufgebauten und gepflegten Realismus. Das beweisen seine Romane und Erzählungen. Jegerlehners Name ist in der Schweizer Literatur eng verknüpft mit den Begriffen Heimatkunst und Alpenidylle. Er hat diesen Begriffen eine neue spezifische Seite gegeben. Keiner wie er hat das Wallis mit solcher Inbrunst geliebt und um seine Seele gerungen. J. C. Heer ist mit dem Walliser Roman „An heiligen Wassern“ ein großer Wurf gelungen; er verdankte ihn einer dichterischen Vision, einem starken inneren Erlebnis. Der Realismus seines Romans aber steht auf schwachen Füßen. Heer hatte das Wallis nur auf flüchtigem Besuche kennen gelernt.

Jegerlehner hat die realistische Grundlage seiner Dichtkunst mit der Fähigkeit der Berner Natur erarbeitet. Er füllte seine Ferien mit Entdeckungsfahrten ins Wallis. Kein Tälehen entging ihm; immer neue Aspekte boten sich ihm und rundeten sein Landschaftsbild ab. Ueber das Volkswissenschaftliche drang er zur Seele des Walliservolkes vor. So ist sein eigentliches Dichtwerk, sind seine Romane „Aroleid“, „Petronella“, „Marignano“, „Die Todesfahrt auf das Matterhorn“, ist das Erzählbuch „An den Gletscherbächen“

eine einzige poetische Monographie des Wallis, gefüllt mit einem schier unübersehbaren Reichtum von Vorstellungen, die Landschaft, die Leute, ihr Tun und Denken und Fühlen betreffend. Es bleibt Jegerlehners große dichterische Leistung, um deren willen sein Name bleibend leuchten wird in der Schweizer Literaturgeschichte, die großartige Gebirgswelt des Wallis in ihrem Tiefsten und Innersten zur Geltung gebracht zu haben: die tiefen Täler, die wildbachdurchstossten Schluchten, die sonnigen Weiden und die düstigen Rebgeleände, die kühnen Wasserleiten, die lichtgrünen Arven- und Lärchenwälder, die Fels- und Gletschereinöden; und in die Täler und an die Hänge hingestreut die schwarzbraunen stelzbeinigen Hütten; dazu das Walliservolk, ein knorriger Menschenschlag, der hier sein weltabgeschlossenes, traditionsbeschwertes Leben führt; ein Leben voll Kampf mit der fargen Natur, die wohl süße Früchte hervorbringt in der sonnenheißen Tiefe, aber oben in der Gletschnähe den todbringenden Schneesturm, die Guga, heulen läßt. Die Einzelzüge in Jegerlehners Erzählbüchern, die immerhin reich sind an psychologisch wohlhabenden Gestalten, mag der Leser aus dem Gedächtnis verlieren; unvergeßlich bleiben ihm ihre eindrucksstarken Naturschilderungen.

Im Wallis hat Jegerlehner seinen künstlerischen Heimatboden gefunden. Wenn er ihn verläßt, so bleibt er wohl der glänzende Stilist, der mit Virtuosität jedes Thema abwandelt; aber sein Herz schwingt nicht so überzeugend mit. Er hat zwar sein Dichterkelt nicht in Zermatt am Fuße seines Matterhorns aufgeschlagen; doch schauen ihm auch in Grindelwald die geliebten Gletscher und Berge zum Fenster herein. So ist sein „Bergführer Melchior“, sein letztes Romanwerk, doch auf Heimatboden gewachsen, ist Blut von seinem Blut.

Noch haben wir Heutigen nicht Abstand genug von seinem Werk, um seine ganze Wirkung abzumessen. Wir stehen mitten im Zeitalter der Sachlichkeit, das die Dinge durch den Intellekt hindurch sieht und Gemütswerte nicht hoch einschätzt. Es fehlt unserer Generation die Muße für das beschauliche Buch; das Interesse an Technik, Sport und ungeistigen Lebensgenüssen nimmt die meisten Menschen gefangen. Möglich, daß wirtschaftlich ruhigere und gesichertere Zeiten hierin eine Umkehr und Rückkehr bringen werden. Möglich auch daß dies der Wunsch des Zurückgebliebenen und doch durch die Entwicklung Ueberholten ist, und daß er darum nicht in Erfüllung gehen wird. Dann immerhin. Für unsern Jubilar bleibt die beglückende Gewißheit, daß er die Generation gehabt hat, die ihn verstanden, der er ein Führer gewesen ist zu Schönheiten, die nicht vergehen werden, die ewig bestehen bleiben. Dank ihm dafür.

H. B.

Schneeschmelze im Gebirge.

Von Johannes Jegerlehner.

Es ist die Zeit, wo die Höhenkurorte sich entvölkern, die Rivierareisenden im Expresß dem außerblühten Lenz im Süden und der Sonne entgegenfliegen.

Mögen sie fliegen und finden, was sie suchen. Wir bleiben ohne Groll und Reid in der Schneeschmelze zurück, von der man gewöhnlich nicht in hohen Tönen zu reden pflegt, obschon sie auch ihre großen Mzente hat, ja geradezu Szenen von Wucht und Einprägsamkeit, wie sie weder vom Sommer noch vom Winter überboten werden.

Es ist kein Harfenspiel, wenn die Berge Wetterhorn, Mettenberg und die Eigerwand mit ihrem jähren, himmelhohen Sturz aus dem Wintermärchen erwachen und bis ins Mark des Felsengebeins erschauern und lebendig werden. Kein lindes Gesäusel, das die Reden aus der Starre rüttelt.

Hört ihr das Tosen in der Gletscherlüde! Wie tot ist die Luft, von sengender Glut erfüllt. Der Heißwind ist

aufgegangen, der Föhn — Herdfeuer löschen, Balken verriegeln.

Von den Fiescherhörnern und dem Finsteraarhorn wölft es unheimlich finster und nun brausen und hören die Lüfte, orgeln die Sturmespfeifen, daß die Erde erzittert und die Wandflühe beben.

Hoihuu-huhu — Rasen ächzen, der Boden schwankt. Hoihuu-huhu — das Gebäude schlottert und stöhnt. Keine Furcht, das Gebälk ist solid gewättet und bis unter die Ziegel mit stählernen Klammern verankert.

Blöcklich dämonische Stille, ein Ausschnafen der Lüfte, die Leere ums Haus und die Belebtheit in der Ferne. — Auf einen Schlag erwacht sie wieder, setzt alle Register ein und unterwirft jeden Baum, jeden Stadel, die Milliarden von Lebewesen im Unsichtbaren zu Mitspielern im Riesenorchester. Die Wälder ächzen, Wolken stürmen am Himmel, allein nicht mehr das grauenhafte Jeehuu, ein Jubel erfüllt die Atmosphäre und wie von Bosaunen der Ewigkeit hallt es: es werde — es wird.

Siehe, kaum sind die Stürme verrauscht, so donnern die Berge. Hellwach und munter schütteln sie den Rücken und die Schultern in den dunkelwaldigen Schoß hinab.

Haushoch klastert der Schnee. Mit dem Leib des Berges verschmolzen, reißt er Felsbretter mit und Geröll, schürft kaffende Wunden, zwißt hier einen Stadel weg und dort eine Zeile stämmiges Bergwaldholz. Ueber das knöcherne Felsengerippe schießt und stäubt es von Stufe zu Stufe und ergießt sich ins Delta des Lawinenzuges. Silberweiß gischt die Schneebrunnen vom Raden des Mettenberges, zischen, zur Schlange gewandelt, über die Flußsäße, ballen und kugeln sich in den Mulden zum Drachengebilde und fausen, als ob sie das Tal verschlingen wollten, mit unerhörter Stoßkraft in den Tod.

Jetzt donnert und knallt es am Wetterhorn, drüben am Eigergrat. Um die Wette starten drei, vier dieser weißen Ungeheuer, stieben durch die zwangläufige Runse und zerschellt der Kopf in der Tiefe, so ringelt und rollt zwei Kilometer höher noch das Ende in kraftlosen Zudungen.

Hundert Lawinen in einem Tag keine Seltenheit. Als ob überall der Höhengnee lebendig und wanderlustig würde, rutscht er und gleitet, lockt die Schneeschilde mit zur Schußfahrt, schwillt zur Lawine, zum trachenden Sturz und Katarakt. Tage und Wochen sträubt es und schleiert von den obersten Zinnen und Schalmeit das Echo vom neuen Werden und Geschehen.

Der Mensch ist so klein, daß er immer meint, groß zu sein. Wenn man aber die Urgewalten der Frühlingschöpfung am Werke sieht und mitten drin steht, o wie schrumpft da alle scheinbare Größe und Wichtigkeit zum unscheinbaren Nichts zusammen, wie spürt man die Erdschwere und das Ungenügen und steckt aus dem Schneefeldern staunend die Fühlhörner aus. Denn noch ist des Wunders kein Ende.

Wo nur eine apere Stelle, sprießen Krokus und Enziane aus dem feuchten Erdreich. Kleine blaue Sterne, Himmelsblümchen sagt man hier, schmüden die Holperwege. Wirkende Kraft und Auferstehung, wohin das Auge schaut. Mit seiner ganzen Leidenschaft und Farbeninnlichkeit hat der Lenz die Halden sonnhalt erobert. Wildgärten schenken des Goldes soviel, daß jede Blume ein kleines Licht wird. Im Erlenwald und in den Thornen rauscht es wie von alten verklungenen Heldenweisen, der Wildbach singt in die Ferne, der Brunnen plätschert melodisch, wie silberne Kügelchen steigen die Triller der gefiederten Sänger.

Goldadern gleich glitzern in den Böschungen die Dotterblumenbäche. Eine Weile und die Wiese im Grund trägt den Frühlingshut. Noch eine Weile und der Zauber der Blumenwelt, wie ihn keine Riviera Sonne bunter und glühender hervorbringt, reißt auch die Hänge auf Schattenhalb und die Waldsäume allerwegen in seinen Taumel.